

Was ist Philosophie? Die höchste Form des Eros

Vortrag von Dr. phil. Florian Roth an der Münchner Volkshochschule, 26. Oktober 2007

Sehr geehrte Damen und Herren!

Was ist Philosophie? Diese selbst urphilosophische Frage möchte ich heute mit einer vielleicht kühnen These beantworten: der These von der engen Verwandtschaft von Liebe und Philosophie – oder, um ein Nietzsche-Zitat zu variieren, von der Geburt der Philosophie aus dem Geist des Eros.

Was ist Philosophie? Darauf will ich mit Platon antworten: Die höchste Form des Eros. Philosophie heißt wörtlich aus dem Altgriechischen übersetzt: Liebe zur Weisheit.

Als persönliches Motto auf der Homepage der Volkshochschule habe ich folgende Aussage zitiert:

„Denn gewiss zählt doch die Weisheit zu dem Allerschönsten; die Liebe aber ist auf alles Schöne gerichtet: folglich ist Eros ein Philosoph; als Philosoph aber steht er in der Mitte zwischen einem Weisen und einem Unwissenden.“

Dies Zitat stammt von Platon und zwar aus seiner großer „*Liebes-Rede*“, wie Aristoteles den Dialog „Symposion“ nannte.

Eros in der Mythologie

Es gibt im Griechischen mehrere Ausdrücke für Liebe: *philia* (daher eben *Philosophie*), *agape* oder eben *eros*. Platons *Symposion* widmet sich eben diesem Eros. Bevor ich aber Platons Rede von der Liebe im *Symposion* genauer referiere, möchte ich einiges zur mythologischen Bedeutung des Eros sagen.

Es war typisch für die Griechen, dass Begriffe, Phänomene, wesentliche Antriebe des Menschen und herausragende Eigenschaften und Tugenden in Abstrahierung hervorgehoben und dann durch Personalisierung zu mythologischen Gottheiten erhoben wird – z.B. die Göttin Dike, die Gerechtigkeit – und genauso der Eros:

Über den Eros gab es aber weder eine ausführliche Mythologie mit fester Bestimmung des Charakters und der Taten der Gottheit und noch weniger einen klar umrissenen etablierten Kultus. Deshalb blieb Platon auch in seinem *Symposion* Freiraum für philosophisch inspirierte Phantasie.

Wenn er kultisch verehrt wurde, dann meist an Gymnasien, Treffpunkten und Sportstätten der Jugend. Gymnasium kommt übrigens von „*gymnos*“, „nackt“, denn die Jünglinge betrieben den Sport unbekleidet – und zeigten so ihre erotischen Reize.

Zum Beispiel im Bezirk des attischen Heros Akademos stand ein Altar – dort wurde übrigens die Schule des Platon, die Akademie gegründet, die diesen Kult weiterführte. In seinem berühmtesten Schrein in Griechenland wurde Eros übrigens als phallische Säule dargestellt.

Aus der Mythologie war nur einiges wenig, auch mehrdeutiges, bekannt:

Einerseits kam Eros in der Mythologie als Sohn der Aphrodite vor, übrigens gezeugt von Zeus, der oft gleichzeitig als Vater der Aphrodite gilt – dies ist auch ein Zei-

chen, daaa Eros – die physische Liebe – nicht vor Inzest Halt macht, da sie auch aus einem solchen entstand.

Es gab aber auch andererseits den Eros als einem der Urmächte ganz am Anfang der Weltenstehung, nämlich als Prinzip der Fortpflanzung und Entwicklung – somit als der erste bzw. einer der ersten Götter. Am Anfang gab es, so etwa Hesiod ca. 700 v.Chr. in seiner „Theogonie“ (wörtlich: Entstehung der Götter), nur das Chaos (auch als Urmacht bzw. Gott vorzustellen), die gähnenden Leere – und die Erde (Gaia). Die Macht des Eros als Zeugungstrieb bringt die Erde dazu, den Himmel (Uranos) hervorzubringen; aus Gaia und Uranos als Paar seien dann – wieder durch Vermittlung des Eros – die Götter und Titanen hervorgegangen. Für Hesiod ist Eros *„der schönste unter den unsterblichen Göttern, der Gliederlösende; allen Göttern und allen Menschen bezwingt er den Sinn in der Brust und den klugen Rat“* (Theogonie 120ff - V. 116-133)

Dieser Hesiod'sche Eros-Begriff hatte nun schon mehr philosophisch-sinnbildliche Momente als einen rein religiös-mythologischen Charakter: Eros als ein Grundprinzip von Natur und Menschenwelt: der Neues zeugend hervorbringt und Bestehendes zusammenhält.

Platons Symposion

Vor diesem Überlieferungshintergrund ist nun Platons „Symposion“, sein Dialog über den Eros, zu sehen.

Wenn man heute an Platon und Liebe denkt, ist einen wahrscheinlich eher die sog. „platonische Liebe“ präsent als irgendetwas Erotisches. Platonische Liebe steht ja gerade für die Abwesenheit von Sexualität und Erotik in einer Beziehung. Trifft man damit das, was Platon in seinem Dialog über den Eros sagen lässt? Ja und Nein könnte man sagen,

Interessant ist nun, dass dieser Dialog in mehrfacher Hinsicht der sinnlichste Platons ist: Nicht nur weil von Liebe in all ihren Varianten: von der sexuellen Begierde bis zur geistigen Liebe des Guten und Schönen die Rede, ist. *Symposion* heißt auf Griechisch wörtlich: *Zusammen-Trinken*. Symposien waren Saufgelagen der besseren Gesellschaft, in der im zunehmenden Rausche intellektuelle Diskussionen, Reden und Wettstreite ihren Platz fanden.

Wie stellt sich nun die Situation des platonischen Symposion dar, einer fiktiven Erzählung, in der Platon wie immer seinen verehrten Lehrer Sokrates als Hauptfigur auftreten lässt?

Man entschließt sich, da es einen Tag vorher schon eine große Siegesfeier für den Gastgeber Agathon gab, dessen Theaterstück den Preis der besten Tragödie bekam, und viele noch mit den Nachwehen des Alkoholexzesses zu kämpfen haben, vom Trinkzwang abzusehen – jeder soll nur soviel trinken, wie ihm gelüftet.

Man beschließt über ein festgelegtes Thema improvisierte Reden zu halten und zu sehen, wer am besten rede. Als Thema wird Eros gewählt. Damit ist sowohl das Phänomen der Liebe, des Begehrens, der Leidenschaft, des Strebens nach dem Schönen gemeint – andererseits aber auch der Gott Eros mit seinen aus der Mythologie bekannten Eigenarten.

Exkurs zur Knabenliebe

Hier sei noch eine Vorbemerkung gestattet. Wenn uns Reden über die Liebe und das Schöne angekündigt werden, denken wir vielleicht primär an die Liebe zwischen Mann und Frau und vielleicht auch an das Schöne in der Kunst – beides kommt hier kaum vor: Vielmehr sind die Pole: Die körperliche Liebe zu jungen Männern und die geistige Liebe zur Idee der Schönheit. Gerade zur Homosexualität als kulturelles Phänomen im antiken Griechenland sei hier einiges angemerkt:

Für die griechische Kultur hatte die Schönheit eine große Bedeutung – besonders die Schönheit des menschlichen Körpers. Dabei wurde eher der männliche als der weibliche bewundert und dargestellt. Man sieht das ja an den klassischen Statuen, die Götter, Heroen und schöne Jünglinge mit perfekt harmonischem Körperbau darstellten. Der Sport war nicht nur als Wettkampf von Bedeutung, sondern auch als Darstellung der Anmut und der Kraft von männlichen nackten Körpern in Bewegung – übrigens hatten Frauen etwa zu den Olympischen Spielen als Zuschauer keinen Zugang. Auch das Zusammensein in den Gymnasien, den Sportstätten der Jugend, hatte oft erotische Zwischentöne.

Dazu kam eine eher männerbündische Gesellschaft, die Frauen waren vom gesellschaftlichen und insbesondere politischen Leben ausgeschlossen. Hier entwickelte sich rasch ein männlicher Freundschafts-Kult, der die Grenzen zum Erotischen oftmals überschritt. Dies galt insbesondere im Militärischen, wo die Kameradschaft im Einstehen und Aufopfern für den anderen von Bedeutung war.

Eine besondere Form der Männerliebe auch sexueller Art war die sogenannte Knabenliebe, die gleichsam eine gesellschaftliche Funktion hatte: Erwachsene, oft ältere Männer von Macht, Ansehen und Bildung verbanden sich als Mentoren mit schönen, begabten Jünglingen, die sie förderten, in Gesellschaft und Bildung einführten; dies Verhältnis blieb nicht ohne Erotik, hatte aber meist nur für ein bestimmtes Lebensalter Bedeutung für die Jüngeren, bevor sie gleichberechtigte Teile der Gesellschaft wurden und dann meist auch heirateten.

Die Rede des Sokrates

Nach den Lobreden, die Eros als schönsten und größten Gott darstellen, bekommt Sokrates das Wort. In einem Vorgespräch mit dem Gastgeber stellt er einen Konsens über die folgenden drei Punkte her, gerade in Absetzung von den hergebrachten Meinungen über den Eros: Erstens ist die Liebe nicht denkbar ohne ihr Objekt, das Begehrte. Zweitens liebt und begehrt man das, woran man selbst Mangel hat; so begehrt auch der Eros das ihm Mangelnde. Drittens kann Eros, da er das Schöne und Gute begehrt, selbst nicht schön und gut sein.

Jetzt berichtet Sokrates das, was ihm Diotima, eine Priesterin aus Mantinea, offenbart habe. Wir hörten schon, dass der Eros das Gute und Schöne nicht besitze, da er es sonst nicht anstreben, begehren müsste.

Interessanter Weise wird hier übrigens das Gute und Schöne fast synonym gebraucht, zumindest aber in enger Verbindung gedacht. Im Griechentum gab es den Begriff der *kalagathia* von *kalos* schön und *agathos* gut, sozusagen die *Schöngutheit* als Bezeichnung für einen edlen, hervorragenden Mann, der so ist, wie er sein soll: Die äußere Schönheit, Anmut und Harmonie seiner Handlungsweise korrespondiert zu ihrer Qualität auch im sittlichen Sinne (wobei gut nicht nur als moralisch gut zu verstehen ist).

Die Einheit des Äußeren und des Inneren ist hier mitgedacht. Man sagt ja auch im Deutschen: „Das ist schön von Dir“ – und meint damit auch die Güte einer Handlung. Besonders bei Schiller wird auch das Ideal der Einheit von Anmut und Tugend wiederbelebt. Wir reden heute ja noch – eher floskelhaft – von dem Schönen und Guten; fast negativ aber im Gebrauch der Floskel: „Das ist ja schöne und gut, aber...“ – Zurück aber zu Diotima, vergessen wir aber nicht dies zutiefst griechische Ideal der Einheit von Ethik und Ästhetik (ein FAZ-Artikel war übrigens vor einiger Zeit überschrieben mit: „Ohne Ethik ist Ästhetik nur Kosmetik“ – ganz platonisch gedacht).

Diotima zufolge sei der Eros an sich weder gut noch schön, sondern ein Mittleres zwischen gut und schlecht, schön und hässlich. Er sei damit auch kein Gott, sondern ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch, ein Daimon – im Sinne von Geist, hier nicht wie im deutschen Wort „Dämon“ nur als böser Geist.

Es folgt zur Erläuterung die Geschichte seiner wahren Herkunft: Eros als Kind von Poros (Erwerbstrieb), dem Sohn der Metis (Weisheit), und Penia (Armut, Mangel) – als Begleiter der Aphrodite werde er dargestellt, da er beim Fest anlässlich der Geburt Aphrodites gezeugt wurde. Nach dem Essen sei Penia, die Armut, bettelnd zur Tür gekommen. Poros war betrunken eingeschlafen. Da legte sie sich zu ihm, um Eros zu empfangen (als gleichsam eine weibliche Vergewaltigung).

Eros sei ein großer Philosoph, denn auch die Philosophie (wörtlich Liebe zur Weisheit) sei ein Mittleres, die Mitte zwischen Unwissenheit und (göttlicher) Weisheit. Über den Eros heißt es also:

Von seinem Vater her aber stellt er wiederum dem Schönen und Guten nach, ist mannhaft, verwegen und beharrlich, ein gewaltiger Jäger und unaufhörlicher Ränkeschmied, der stets nach der Wahrheit trachtet und sie sich auch zu erwerben versteht, ein Philosoph sein ganzes Leben hindurch, ein gewaltiger Zauberer, Giftmischer und Sophist; und weder wie ein Unsterblicher ist er geartet noch wie ein Sterblicher, sondern an demselben Tage bald blüht er und gedeiht, wenn er die Fülle des Erstrebten erlangt hat, bald stirbt er dahin; immer aber erwacht er wieder zum Leben vermöge der Natur seines Vaters; das Gewonnene jedoch rinnt ihm immer wieder von dannen, so daß Eros weder Mangel leidet noch auch Reichtum besitzt und also vielmehr zwischen Weisheit und Unwissenheit in der Mitte steht. Es verhält sich nämlich damit folgendermaßen: Keiner der Götter philosophiert oder begehrt weise zu werden, denn sie sind es bereits; auch wenn sonst jemand weise ist, philosophiert er nicht. Ebenso wenig philosophieren wiederum die Unverständigen, noch begehren sie weise zu werden. Denn das eben ist das Verderbliche am Unverstand, daß man, ohne schön, gut und verständig zu sein, dennoch sich selber genug dünkt. Wer nun nicht glaubt, bedürftig zu sein, der begehrt auch dessen nicht, wessen er nicht zu bedürfen glaubt. Wer sind denn also, Diotima, fragte ich, die Philosophierenden, wenn es doch weder die Weisen noch die Unwissenden sind? Das ist doch nun wohl auch einem Kinde klar, erwiderte sie, daß es die zwischen beiden in der Mitte Stehenden sind, und zu ihrer Zahl gehört nunwiederum auch Eros. Denn gewiß zählt doch die Weisheit zu dem Allerschönsten; die Liebe aber ist auf alles Schöne gerichtet: folglich ist Eros ein Philosoph; als Philosoph aber steht er in der Mitte zwischen einem Weisen und einem Unwissenden. Ursache auch hiervon ist ihm seine Geburt: denn er stammt von einem weisen und erfindungsreichen Vater, aber von einer unweisen und ungeschickten Mutter.“ (Symposion 203/4)

Hier sieht man: das Schöne wird plötzlich mit dem Wissen verbunden, die Weisheit sei das Schönste: wir haben hier die klassische Trias: Das Wahre, Schöne, Gute – und dies sei eigentlich eins; nach ihm zu streben lehre uns der Eros.

Bei der weiteren Argumentation wird nun auch wieder das Schöne durch das Gute ersetzt: das Gute zu besitzen macht glücklich, der Besitz des Guten sei gleichbedeutend

mit Glück. Das Gute und damit das Glück zu begehren, sei allen gemeinsam. So seien alle von diesem Begehren, also vom Eros beseelt. Ziel des Eros im weiten und damit eigentlichen Sinne ist der Besitz des Guten und zwar für immer.

Nun kommt eine Definition des Eros: „*Es ist eine Fortpflanzung, ein Zeugen, eine Geburt im Schönen am Leibe wie an der Seele*“ (206b) – im Sinne der physischen Liebe ist dies ja ganz klar: man sucht schöne Körper zum Zwecke der Fortpflanzung; wie steht das mit der vorigen Definition in Verbindung: Eros als Streben nach dem ewigen Besitz des Guten – Ewigkeit ist nur durch Unsterblichkeit möglich, Unsterblichkeit kann der Mensch aber nur indirekt erreichen, indem er etwas schafft, sozusagen zeugt, was ihn überdauert: ein Kind oder ein Werk (der Kunst oder des Geistes); dies sieht man daran, dass die Menschen in ihren Taten, auch den kriegerischen Heldentaten eines Achill, immer nach unsterblichem Ruhm streben.

Neben der körperlichen Zeugung gibt es die seelische, man sucht andere schöne Seelen, mit denen man sich in edler Freundschaft verbinden kann um das der Seele gemäße – nämlich Klugheit und alle anderen Tugenden – hervorzubringen (Sokrates stellte sich ja einmal im Tradition der Berufes seiner Mutter, die Hebamme war, als philosophischer Geburtshelfer dar, der durch kritisches Fragen half, die schönen Gedanken bei anderen zu gebären).

Die je nach dem Objekt verschiedenen Formen der Liebe verbinden sich zu einer Art Stufenleiter, die dem Menschen immer weiter empor bis zu dem Allerhöchsten bringt: Erst liebt man einen schönen Körper; dann entdeckt man in den verschiedenen schönen Leibern die eine gemeinsame Schönheit, so dass man sie alle liebt; weiter erkennt man, dass die seelische Schönheit höher als die körperliche ist und liebt eine schöne Seele, mit der zusammen man schöne Reden und Gedanken hervorbringt, zeugt. Durch diese sieht man das Schöne in den Bestrebungen der Menschen und in ihren Gesetzen. Davon ausgehend erkennt man das Schöne in den Wissenschaften.

Man sieht in den Stufengang eine klare Wertung: das geistige ist höher als das körperliche, das allgemeine ist höher als die je einzelnen; das Schönste ist hier sozusagen der Gipfel der Abstraktion: der höchste in sich einheitliche Wert als Spitze der Hierarchie des Schönen (das zugleich das Gute und Wahre ist).

Es geht bei dieser Betrachtung der Liebe um die stufenweise Erweckung des Menschen zur philosophischen Betrachtungsweise, die von der Liebe zu schönem Körper bis zur Schau des Ewigschönen und Unvergänglichen führt; damit ist wahre Glückseligkeit und Unsterblichkeit verbunden. Das klingt fern. Aber denken Sie einmal nach:

Haben Sie noch niemals bei Anblick eines erhabenen Schönen – ob in Kunst, in der Natur oder in ein schönem menschlichen Gesicht – dahinter etwa anderes, nicht Sichtbares, nicht Vergängliches geahnt: eine göttliche, unsterbliche Idee der Schönheit als ein höchster Wert. Die Liebe also führt uns zum höchsten, was für den Menschen möglich ist: die geistige Schau des Schönen an sich. Sie ist ein großer Philosoph, so haben wir gehört, sie führt uns gar zu Tugend, zur Erfüllung, zum höchsten Wert.

Alkibiades' Lobrede auf Sokrates:

Was jetzt passiert, ist das Eintreffen des berühmten jungen Mannes Alkibiades mit seinem Gefolge von Saufkumpanen, sturzbesoffen von einer anderen Fete kommend:

Alkibiades war damals 35 Jahre alt, auf dem Gipfel seiner politischen Laufbahn, ein Jahr später trieb er Athen in das sizilianische Abenteuer eines größtenwahnsinnigen

Feldzugs, der nicht nur zu seinem persönlichen Sturz führte, sondern auch die Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg gegen Sparta einleitete.

Auch er muss eine Lobrede halten, will aber nicht Eros, sondern Sokrates preisen, spricht aber unfreiwillig doch wieder von der Liebe: Hier erscheint plötzlich Sokrates als der Eros, als Daimon, Mittler zwischen Gott und Mensch, Führer zur Weisheit; er sei ein Doppelwesen:

Alkibiades vergleicht ihn mit den damals verbreiteten Silenenfiguren, außen häßlich (Sokrates war von abstoßendem Äußeren), innen – seelisch – von höchster Schönheit. Wie der Silen Maryas, der seine Zuhörer durch sein Flötenspiel innerlich erschüttert, so tut er dies durch sein Reden.

Als Urbild des Philosophen jagt er nach dem Schönen – und den Schönen, nicht um ihre körperliche Liebe zu genießen, sondern um sie mit seinen bezaubernden Reden empor zu führen. (Und auch seine Reden sind doppelgestaltig, äußerlich einfach und volkstümlich, innerlich von tiefer göttlicher Weisheit:)

Alkibiades lobt die Ausdauer, Hartnäckigkeit und Standhaftigkeit von Sokrates: etwa im Kriege; aber er hält es auch aus, großen Verführungen zu widerstehen: Alkibiades berichtet davon, dass Sokrates eine ganze Nacht neben ihm selber, dem schönen Jüngling, lag, ohne ihn anzurühren! Wie im Feld bei der Schlacht hielt er auch hier auf dem Feldbett bei der Schlacht der sexuellen Verführung stand.

Nietzsche schrieb über Sokrates.

„er ging in den Tod, mit jener Ruhe, mit der er nach Platons Schilderung als der letzte der Zecher im frühen Tagesgrauen das Symposion verläßt, um einen neuen Tag zu beginnen; indes hinter ihm, auf den Bänken und auf der Erde, die verschlafenen Tischgenossen zurückbleiben, um von Sokrates, dem wahrhaften Erotiker, zu träumen. Der sterbende Sokrates wurde das neue, noch nie sonst geschaute Ideal der edlen griechischen Jugend: vor allen hat sich der typische hellenische Jüngling, Plato, mit aller inbrünstigen Hingebung seiner Schwärmerseele vor diesem Bilde niedergeworfen.“
(Geburt der Tragödie)

Der vornehme Jüngling Platon war in den bäurisch aussehenden Sokrates verknallt, doch weniger in seinen nicht gerade schönen Körper als vielmehr in die Schönheit seiner Seele, seine Gedanken, seiner Gesinnung – und diese Schönheit führte ihn empor zur Schönheit der philosophisch, also weisheitsliebend zu erstrebenden Wahrheit.

Sokrates erscheint hier also als Verkörperung des Eros – in sublimierter, vergeistigter Form. Ist also Philosophie und Sokrates als der Inbegriff des Philosophen mit seinem pädagogischen Eros sublimierte Erotik? – so könnte man fragen. Und die Philosophie also die höchste Form des Eros, der Liebe?

Zusammenfassung – Giordano Bruno

Der Eros ist also ein Mittleres, ein Streben, das sich dem Mangel verdankt. Weil der Mensch nicht Gott ist, hat er nicht die Wahrheit. Weil in ihm gleichsam Göttliches ist, ist in ihm jedoch ein liebendes Verlangen nach dem, dem er entbehrt. Dies nie zur Ruhe zu bringende Streben ist die Liebe zur Weisheit, griechisch: Philosophie. Und wie es bei Goethe am Ende des Faust heißt: „*Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen*“.

In der Renaissance hat der platonisch geschulte Philosoph Giordano Bruno den antiken Aktaion-Mythos über die tragische Gefahr der Liebe zitiert. Aktaion ist jener Jäger, der zur Strafe dafür, dass er die badende nackte Göttin Diana (die Göttin der Jagd

übrigens) gesehen hat, in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerrissen wird. In der Interpretation Brunos ist im Aktaion-Mythos die Vernunft auf der Jagd nach göttlicher Weisheit und Schönheit. Der Mensch wird Opfer seiner eigenen Kräfte, der Hunde, die für seine Gedanken und Leidenschaften stehen.

Bruno formuliert Verse an die Liebe – ob jene sinnliche zum Anderen oder jene philosophische zu Wahrheit und Weisheit. In diesem Gedicht wird der zwischen dem Göttlichen und dem Irdischen hin und her gerissene liebende Mensch geschildert, der die Liebe als Leid und Lust empfindet, als heroische Leidenschaft, die trotz aller schmerzlichen Vergeblichkeit das Leben wert ist:

*„Obgleich du mir so viele Qualen auferlegst
dank ich dir doch und schulde dir sehr viel, Amor,
der du mit so edler Wunde mir die Brust geöffnet hast
dass es wahrhaftig nun ein göttliches, lebendiges Objekt,
Gottes schönstes Bild auf Erden, verehrt wird;
denke, wer wolle, das mein Schicksal grausam sei,
das im Hoffen tötet und in Sehnsucht leben macht.
Ich weide mich an einem edlen Unterfangen,
selbst wenn ich nicht erreiche das ersehnte Ziel
und bei den großen Mühen die Seele sich zerfleischt:
Es genügt, dass sie so edelmütig brennt,
es genügt, dass ich mich in die Höhe hob
und aus der feigen Vielzahl löste.““*

Giordano Bruno wurde am 17. Februar des Jahres 1600 auf dem Campo dei Fiori in Rom als Ketzer verbrannt. Vielleicht hatte er zu viele und zu gefährliche Fragen gestellt. Die Liebe zur Weisheit kostete ihn das Leben – wie einst den Begründer jener Tradition der Weisheitsliebe, Sokrates.

Leidenschaft

Philosophie mit Eros vergleichen, heißt scheinbar tiefste Leidenschaft und kühlscheitende Verstandesarbeit verbinden. Doch wahre Philosophie ist immer beides: heißeste Leidenschaft und die kälteste „Anstrengung des Begriffs“ (Hegel).

Höchste Schönheit kann erschüttern. Dies gilt für die Schönheit des Kunstwerks wie die der Gedanken.

Große Philosophie wie große Kunst haben eines gemeinsam: Sie erfassen den Menschen nicht nur äußerlich, als ästhetisches Wohlgefallen oder theoretisches Interesse, das seinen innersten Kern und seine Lebensführung aber unberührt lässt. Nein – sie ergreifen den Menschen existenziell, führen zu einer Wendung in seinem Leben.

Beispielhaft hat Rilke von einem erhabenen Kunstwerk geschildert in seinem Gedicht „Archaischer Torso“, das lautet:

*Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,
sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen*

*der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.*

*Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;*

*und bräche nicht aus allen seinen Rändern
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.*

Diese Aufforderung zu einer Umwendung des ganzen Menschen kann auch von der Philosophie ausgehen. Und Platon, der Begründer der Philosophie als System, änderte sein Leben nach der Begegnung mit dem Philosophen Sokrates. Platon, von seiner Herkunft, zu Macht und Wohlleben geboren, folgte stattdessen dem radikal fragenden einfachen Mann Sokrates nach, widmete sich der Philosophie und schuf ein epochales philosophische Werk – zu dem der moderne Philosoph Whitehead sagte: die ganze europäische Philosophiegeschichte bestehe nur aus einer Folge von Fußnoten dazu.

Philosophie muss ausgehen von leidenschaftlicher Erschütterung und wieder zu ihr führen, aber der Weg muss der des ruhigen Blickes der Theorie sein (des kalten Blicks der scharfen, gnadenlosen Analyse).

Der Philosophie Ausgangspunkt kann eine existenzielle Erschütterung sein, Zweifel oder Verzweiflung, Einsturz jenes scheinbar festgefügteten Weltbildes, auf dem der Mensch unreflektiert ruhte. Ihre Folge kann ein vom Grund auf gewendetes Leben sein: *Du musst dein Leben ändern!*

Philosophie ist weder lebensferne Wissenschaft noch gefühlige Erbauung, nicht reine Theorie und nicht direkt Praxis. Vielmehr kann ihr Ursprung eben verwundertes Staunen, leidenschaftliche Neugier, krisenhafte Erschütterung, Verzweiflung oder Zweifel sein und ihr Ergebnis eine existenzielle Wendung für das persönliche Leben, doch ihr Weg ist der gnadenlos scharfe Blick der analytischen Rationalität.

Philosophie als Liebe zum Fragen

Wohin führt aber nun der erotische Pfad der Philosophie. Wirklich zu den Höhen der Wahrheit und Weisheit, zum sicheren Besitz dieser höchsten Ziel?

Bei Platon klingt es manchmal danach. Im Höhlengleichnis entsteigt der philosophisch befreite Mensch dem Schattendasein, in dem die gefesselten Gefangenen nur Schatten von Gegenständen sehen und diese für die alleinige Wahrheit halten. Er sieht die wahre Welt, die wirkliche gleißende Sonne statt dem fahlen Feuer der Hölle. Und nachdem er dies gesehen, die Wahrheit gleichsam mit großen Löffeln verschlungen hat, bleibt er nicht in der Einsamkeit der Erkenntnis, sondern steigt herab, um die anderen Menschen zu belehren. Sein Wissen wird praktisch, also gesellschaftlich und moralisch sowie gar politisch leitend. Nicht umsonst sieht Platon in seinem Idealstaat die Philosophen als die wahren Herrscher an. Denn nur der sichere Besitz der Wahrheit befähigt zur Führung.

Platon ist hier zu weit gegangen. Wir hörten ihn im Symposium davon sprechen, dass der Mensch kein Gott sei, deshalb die Weisheit nicht habe, sondern ihr nur liebend nachstrebe. Jene imaginierten Philosophenherrscher scheinen jedoch beinahe göttlich.

Im Dialog Theaitetos (176b) hat Platon Philosophie definiert als „*ὁμοίωσις θεῷ*“ (homoiosis theō), Angleichung an Gott, Verähnlichung mit Gott.

In dem Woody-Allen-Film Manhattan gibt es einen Dialog, in dem ein Freund Woody Allen seine Selbstgerechtigkeit vorwirft: „Du, du denkst, du bist Gott“. Allen erwidert lapidar: „Irgendjemand muss ich mir ja zum Vorbild nehmen.“

So sind wir Philosophen nun eben auch. Das Absolute – auch ganz unreligiös gemeint – erstreben, diesem nacheifern, sich diesem annähern, bleibt das unbescheidene Ziel.

Doch gefährlich und letztlich unphilosophisch wird es, sobald man denkt, dieses Ziel erreicht zu haben. Dann entfernt man sich von jenen beiden, bei Platon ausgemachten Ursprüngen der Philosophie (und Platon entfernt sich selber in seinem dogmatisch gewordenen Spätwerk von seinen Anfängen).

Der erste Anfang ist der Eros, das liebende Streben. Denn nur solange man das Ziel nicht vollkommen erreicht hat, liebt man noch.

Der zweite Ursprung der Philosophie bei Platon ist das Wundern, das Staunen:

„Das Staunen ist die Einstellung eines Mannes, der die Weisheit wahrhaft liebt, ja es gibt keinen anderen Anfang der Philosophie als diesen.“ (Theaitetos, 155d)

Das scheinbar Selbstverständliche wird plötzlich fragwürdig. Neue Perspektiven eröffnen sich, die Leben und Welt in ein ganz neues Licht erscheinen lassen. Das Normale wird wunderlich. Der Boden wankt, man selber verändert sich. Immer neue Fragen tun sich auf, die Perspektiven weiten sich. Doch die Wahrheit wird mit jedem Saum an ihrem Kleid, der sichtbar wird, immer rätselhafter. Was sich zeigt, zeigt darin die Größe des immer noch Verborgenen.

„Hinter jeder Ecke lauern ein paar Richtungen“ (Stanislaw Jerzy Lec) – und hinter jeder Antwort neue Fragen.

Vor Jahren hielt ich einmal ein Seminar ab zu dem Thema „Was ist Philosophie?“. Ein Freund, dem ich davon erzählte, sagte, die Antwort wäre doch ganz einfach: Der Philosoph fragt immer: *Warum?* Das ist auch richtig und unterscheidet wahre Philosophie von allem, das sich nur so nennt. Die sog. Unternehmensphilosophie fragt nicht nach dem *Warum?* des Unternehmenszweckes, der Profitorientierung der Marktwirtschaft als Rahmen des Unternehmenshandelns; wer sich Astrologie, Esoterik, geheimnisvollen Weisheitslehren oder gar Sekten anheim gegeben hat, hat zwar alle Lebensfragen beantwortet, fragt aber nicht mehr nach dem *Warum?* der Geltung dieser Lehren, nimmt sie gläubig hin, folgt unkritisch dem Guru.

Philosophie ist, so möchte ich Platon sachte weiterführen ist – mit einer vorläufigen Definition – die ewige Frage nach dem *Warum?*, die sich mit keinem Zwischenergebnis zufrieden gibt, immer weiter fragt, bis zu den letzten Ursachen und Prinzipien vorzudringen versucht.

Und wahre Philosophie hört nie mit dem Fragen auf, beruhigt sich bei scheinbar endgültigen Antworten. Damit würde sie nämlich ihr Wesen verraten und in Dogmatismus erstarren. Philosophie ist nicht Weisheitslehre, sondern das erotisch-strebende, vom Staunen ausgehende ewige Fragen.

Wer sich unverbrüchliche festgefügte Antworten verspricht, der soll in die Kirche gehen. Hier wird er sie nicht erhalten. Doch manchmal sind neue Fragen, neue Perspektiven spannender als Antworten. Wer dies auch so sieht, ist bei uns Philosophen gut aufgehoben.

Philosophie ist in diesem Sinne die Liebe zum Fragen, gar zum Fragwürdigen.

Lessing schrieb einmal:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinnen allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz - Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, nicht immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele im in Demut in seine Linke und sagte: Vater vergib! Die reine Wahrheit ist ja nur für dich allein!“

In der Philosophie geht es nicht so sehr um klar fassbare Resultate, sondern, von Fragen ausgehend, um Lösungsbemühungen. Einer der Professoren, bei dem ich Philosophie lernte, Dieter Henrich, dies Jahr 80 Jahre geworden, hat die Sache der Philosophie einmal in folgenden Worten beschrieben.

„Philosophie wird nicht durch ihre Resultate repräsentiert und nicht einmal auf irgendwelche Resultate festgelegt. Man kann in ihr, einem ihrer Wortsinne nach, eine Bemühung am Werke sehen, die zugleich aufgeschlossen bleibt für weit voneinander abliegende Versuche zur Lösung ihrer Probleme. In solcher Offenheit kann, was sie anziehend macht, Philosophie frei von Systemzwang und Belehrgungsgestus zur Wirkung kommen“

Ich sprach von Platons Bild des aufgeklärten Bewohners der Höhle, der die Wahrheit gesehen und mit ihr als sicherem Resultat seines philosophischen Suchens zurückkehrte, um den Menschen als Philosophenherrscher Richtung und Maß zu geben.

Ich glaube, das kann Philosophie nicht. Doch sie kann, statt lebensabgewandt im theoretischen Elfenbeinturm zu bleiben, etwas anderes tun. Durch ihr ständiges, ewiges Fragen ist ihr Sinn geschärft, sind ihre Perspektiven gewitert, ein anderes Frage- und Problembewusstsein in ihr aufgekommen. Und davon ausgehend kann sie sich in die praktische Welt einmischen, etwa in die Belange des Gemeinwesens, die Politik.

Und jenes philosophische Fragebewusstsein will ich mitnehmen, wenn ich in die Höhle zurückkehre und nächstes Jahr bei der Kommunalwahl auf der Liste der Grünen kandidiere.

Ich begann mit dem Mythos von Eros, bewegte mich über das Staunen hin zum Fragen. Enden möchte ich wieder mit zwei Mythen. Jenem von Narkissos und jenem von Sisyphos.

Narziss

Philosophie ist Eros, ist Liebe. Man liebt etwas, was man nicht selber ist, was vielleicht schöner und wahrer ist als man selber – darin liebt man aber vielleicht wieder sich selber, seine eigene Möglichkeiten, das Ideal seiner selbst.

Der berühmteste Liebende seiner selbst war Narkissos. Wer heute narzisstisch genannt wird, weiß, wen er liebt, sich selber nämlich. Der mythische Narziss wusste das zunächst nicht, als er sich verliebte.

Der schöne Jüngling Narziss fand auf einem Spaziergang eine wundervoll klare Quelle. Als er sich müde niedersetzte; sah er im Wasser sein eigenes Spiegelbild – und verliebte sich sofort in dies Abbild, versuchte es zu küssen und zu umarmen, was jedoch naturgemäß misslang. – Warum erzähle ich das?

Man muss nicht so weit gehen wie Nietzsche, der all die Wahrheit und Schönheit, die wir sehen, als Projektionen und Erfindungen unseres eigenen Selbst ansah:

„Wir, die Denkend-Empfindenden, sind es, die wirklich und immerfort Etwas machen, das noch nicht da ist: die ganze ewig wachsende Welt von Schätzungen, Farben, Gewichten, Perspektiven, Stufenleitern, Bejahungen und Verneinungen. Diese von uns erfundene Dichtung“ „Meine Aufgabe: alle die Schönheit und Erhabenheit, die wir den Dingen und den Einbildungen geliehen, zurückzufordern als Eigentum und Erzeugniß des Menschen und als schönsten Schmuck, schönste Apologie desselben. Der Mensch als Dichter, als Denker, als Gott, als Macht, als Mitleid“.

So weit müssen wir nicht gehen. Aber wir können zugestehen, dass all jenes Stauenswerte der Philosophie, jene neuen Welten, die sich durch ungeahnte Fragen, Infragestellungen und neue Perspektiven eröffnen, aus unserer Leidenschaft und unserem Geiste entspringen. Sie machen die Würde des Menschen aus; können Grund der Selbstliebe sein.

Der Mensch ist ein Staubkorn im Vergleich zum Universum. Doch er kann das Universum denken, Fragen darüber stellen, es sogar theoretisch in Frage stellen. Der Mensch ist im Vergleich zur Ewigkeit oder auch zu der Zeit, die vergangenen ist seit Entstehung der Erde, eine Eintagsfliege. Doch er kann die Unendlichkeit der Zeit denken, Fragen dazu stellen, sein Geist umfasst die Entstehung der Welt und deren Ende; er kann Fragen formulieren darüber, was Zeit, was Unendlichkeit ist.

Schon Pindar, der antik-griechische Dichter, hat im 5. vorchristlichen Jahrhundert in seiner 8. Pythische Ode (Vers. 95 ff.) den Menschen bezeichnet als *„Wesen eines Tages (Tageswesen/Ephemere). Was aber ist einer; was ist einer nicht? Mensch ist der Traum eines Schattens. Wenn aber der von Zeus gegebene Glanz kommt, ist ein leuchtendes Licht auf dem Menschen und eine milde Lebenszeit“*.

Doch auch ohne Zeus kann der Mensch seiner Existenz Glanz verleihen – durch Leidenschaft, Wille und Geist. Denn dieser Geist der staubkorngroßen Eintagsfliege, die Kraft seines Gehirns, ist vielleicht größer als das Universum selber. Emily Dickinson sprach etwa in einem Gedicht davon, dass das Gehirn weiter ist als der Himmel:

*The brain is wider than the sky,
For, put them side by side,
The one the other will contain,
With ease, and you, beside.*

*Weiter als Himmel - ist das Hirn -
Leg sie nur - Seit an Seite -
Und dieses nimmt leicht jenen auf
Und Dich - noch obendrein -*

*The brain is deeper than the sea,
For, hold them, blue to blue,
The one the other will absorb,
as sponges, buckets do.*

*Tiefer als Ozean ist das Hirn -
Halt sie nur - Blau an Blau -
Und wie mit Eimern - Schwämme - tun -
Saugt dieses jenen auf -*

*The brain is just the weight of God,
For, heft them pound for pound,
And they will differ, if they do,
As syllable from sound.*

*Das Hirn wiegt grad so viel wie Gott -
Heb sie nur - Pfund um Pfund -
Verschieden sind sie - wenn sie's sind -
Wie Silbe ist vom Ton -*

(aus: Werner von Koppenfels (Hrsg. und Übers.): Emily Dickinson, Dichtungen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung: Mainz 1995, 2005⁹)

Der menschliche Geist kann das Universum denken, in diesem Sinne in sich aufnehmen. Und er kann sich auch noch ein Paralleluniversum vorstellen, eine mögliche Welt, ganz anders als die reale. Die Kraft der Phantasie kennt keine Grenzen. Und die philosophische Kraft radikalen Fragens auch nicht. Dies zu erkennen, die Grenzenlosig-

keiten menschlicher Vermögen, lässt die Liebe zur Weisheit zur fast narzisstischen Liebe des Menschen zu sich selber werden, oder besser: zu seinen eigenen Möglichkeiten.

Wer eine Frage stellt, wer etwas in Frage stellt, nimmt prinzipiell einen Standpunkt außerhalb oder gar oberhalb des Befragten ein. Jedoch nur als Fragender. Als Antwortender wird man sich schnell der Grenzen des eigenen Wissens, der Bruchstückhaftigkeit menschlicher Antworten bewusst. Nur als Fragender kann man gottgleich werden.

Der Mensch kann fragend und experimentierend seine eigene individuelle Perspektive hinter sich lassen, die Welt von allen möglichen Blickwinkeln, vielleicht gar den Gottes, betrachten und befragen. Der Philosoph Thomas Nagel hat diesen prinzipiellen Absolutheitsstandpunkt „*View from nowhere*“, also eine Sicht von Nirgendwo, ohne festen und damit begrenzten Standpunkt bezeichnet. Wenn wir z.B. moralisch fragen, fragen wir nicht, was gut für mich ist, sondern was gut an sich ist, nicht allein von meinem begrenzten Standpunkt, sondern von einem absoluten Standpunkt. Fragen kann man das. Aber man wird nie eine absolute Antwort, von einem wirklich absoluten Standpunkt erreichen – vielleicht aber tastende Annäherungen.

Als Fragender ist der Mensch mehr als alles andere, er erstaunt vor seinen eigenen Möglichkeiten und liebt in der Philosophie vielleicht sich selber: seine Möglichkeiten, seine Fragen.

Der fragende Mensch kann alles in Frage stellen, nach allem fragen, sogar nach dem, was der Grund von allem ist. Er kann nicht nur fragen, ob Gott existiert, sondern auch, warum überhaupt etwas existiert. „*Warum ist überhaupt etwas und vielmehr nichts*“ – haben viele Philosophen, zuerst wohl Leibniz gefragt.

In einem Element des menschlichen Willens liegt nach Hegel, „*daß ich mich von Allem losmachen, alle Zwecke aufgeben, von Allem abstrahieren kann. Der Mensch allein kann Alles fallenlassen, auch sein Leben: er kann einen Selbstmord begehen*“.

Der Gedanken des Selbstmords ist die Infragestellung der eigenen Existenz und damit von allem, was man hat und was man ist. Albert Camus hat die Frage des Selbstmords im „Mythos von Sisyphos“ als einzig ernstes Problem der Philosophie bezeichnet.

Und hier sind wir bei dem zweiten Mythos, den ich bei der Bestimmung dessen, was Philosophie ist, streifen möchte. Jenen von Sisyphos in der Interpretation von Albert Camus.

Sisyphos

Sisyphos ist sprachlich eine verstärkte Form von „*sophos*“ (durch variierende Verdoppelung der ersten Silbe) – schon hier eine Verbindung zur Philosophie.

Sisyphos galt als klug und listig, aber auch frech und vermessen, er hatte sogar mit einem Trick den Tod übertölpelt und war aus der Unterwelt wieder auf die Erde zurückgekehrt.

Diese Hybris strafen die Götter grausam. Seine Strafe ist die Qual der Vergeblichkeit. Er muss immer wieder einen schweren Stein einen Berg hinaufrollen – und immer wieder rollt der Fels oben angekommen am schmalen Grat der Bergspitze wieder herunter – und die alten Mühen beginnen von Neuem.

Sisyphos steht als Sinnbild für die absurde Vergeblichkeit der menschlichen Existenz. Camus wendet nun in seiner Interpretation die Qual in einen Triumph des Sisyphos: Er verachtet die Götter, er verachtet das Schicksal, das Sinnlose; er lässt sich nicht knech-

ten, er bleibt frei, autonom, souverän eben. Er macht weiter, auch wenn er sein Ziel nie erreicht; er bleibt auch den sinnlosen Mühen treu, den es sind seine Mühen:

„Gerade in diesem Augenblick, in dem der Mensch sich wieder seinem Leben zuwendet (ein Sisyphos, der zu seinem Stein zurückkehrt), bei dieser leichten Drehung betrachtet er die Reihe unzusammenhängender Taten, die sein Schicksal werden, seine ureigene Schöpfung, die in seiner Erinnerung geeint ist und durch den Tod alsbald besiegelt wird. Überzeugt von dem rein menschlichen Ursprung alles Menschlichen, ist er also immer unterwegs – ein Blinder, der sehen möchte und weiß, daß die Nacht kein Ende hat. Der Stein rollt wieder. [...] Ich verlasse Sisyphos am Fuße des Berges! Seine Last findet man immer wieder. Nur lehrt Sisyphos uns die größere Treue, die die Götter leugnet und die Steine wälzt. Auch er findet, daß alles gut ist, Dieses Universum, das nun keinen Herrn mehr kennt, kommt ihm weder unfruchtbar noch wertlos vor. Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“

Sisyphos steht als Symbol für das unablässige, geduldige Streben und Mühen der Menschen, die auch dann nicht aufgeben, wenn sie erkennen, ihr Ziel letztlich nie zu erreichen.

Der philosophisch fragende Mensch wird nie zu endgültigen Antworten kommen. Jede neue Wahrheit zerrinnt ihm alsbald in den Händen zu neuen Fragen. Jede Antwort ist nur eine Stufe, über die er hinausmuss.

Aber gerade in diesem Mühen sieht der Mensch seine Würde, kann sein Fragen und darin sich selbst lieben.

Wir müssen uns den Philosophen (den Philosophen in uns allen) als glücklich fragenden Narziss vorstellen!

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.